

**Deutscher
Reporterpreis
2015**

**Die 5 nominierten Projekte
in der Kategorie
„Innovation“**

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

	Seite
1) Berliner Morgenpost: Unsichtbar (0569)	03
2) Follow the money: Die #Kunstjagd (0975)	16
3) Kaul, Martin: Über die Grenzen (0985)	20
4) Stahl, Daniel: #4dez (1073)	27
5) Schraven, David: Weiße Wölfe	<i>(postalische Einsendung)</i>

Unsichtbar – vom Leben auf der Straße

Von Reto Klar (Foto, Video), Uta Keseling (Text, Idee), Julius Tröger
(Umsetzung Webreportage), Berliner Morgenpost, November 2014

Das Projekt sollte auf das Problem Obdachlosigkeit mit anderen Mitteln aufmerksam machen als für eine Lokalzeitung üblich. Im Mittelpunkt steht eine Porträtserie aus Fotos und Videos. Sie zeigen die Menschen nicht im schmutzigen Kontext der Straße, sondern sind mit denselben Mitteln aufgenommen, mit denen wir sonst Politiker und Prominente fotografieren. Im Kontrast zur Ästhetik der Bildern stehen die kurzen O-Töne: Obdachlose schildern ihre Situation.

Die Webreportage, in der wir die Porträts im Video umgesetzt haben:

unsichtbar.morgenpost.de

Das Projekt „Unsichtbar“ war zunächst nur als Zeitungs-Doppelseite geplant. Dass daraus mehr wurde, lag auch an den Porträtierten selbst. Sie unterstützten die Idee, damit öffentlich auf ihre Situation aufmerksam zu machen.

Während der dreiwöchigen Reportagezeit entstand die Idee eines Non-Profit-Buches und einer Wanderausstellung an Bahnhöfen (mit Hilfe der Deutschen Bahn Stiftung). Insgesamt haben wir 52 obdachlose Menschen interviewt und porträtiert. Zum 5. Oktober 2014 gestalteten wir eine Sonderausgabe des Wochenendmagazins der Berliner Morgenpost zum Thema Obdachlosigkeit, unter anderem mit den Porträts und der Reportage über die Arbeit der Bahnhofsmision (siehe unten).

In einem Blog berichten wir seitdem über den Fortgang des Projekts und über das Leben der „Unsichtbaren“. Wenige haben es geschafft, von der Straße wegzukommen. Zwei sind gestorben.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Blog: unsichtbar-morgenpost.tumblr.com

Autoren:

Reto Klar (Foto, Video)

Uta Keseling (Text, Idee)

Julius Tröger (Umsetzung Webreportage)

Reportage: 24 Stunden in der Bahnhofsmision am Zoo

Manchmal ist es zum Lachen, aber oft nur zum Weinen“

Von Uta Keseling, Berliner Morgenpost, 05.10.2015

Später, das kann man sich jetzt schon ausrechnen, wird wieder gesungen werden, gelacht, geweint und geschrien, bei der Bahnhofsmision am Zoo. Hermann „Blauauge“ wird da sein, mal hat er ein Veilchen, mal zwei. Er kann alle deutschen Schlager auswendig singen. Das kann er gut, anderes weniger.

Uli wird auch kommen. Ein Herr um die 50, hochgewachsen, rhetorisch gewandt, „katholisch und verrückt“, wie er sagt, wenn er nicht gerade nackt auf der Straße steht und brüllt. Berrnadette, ein Mann mit blonder Lockenperücke und zartem Rouge auf den Wangen, wird dazu wie immer die Augen verdrehen.

An diesem Tag wird auch Kathi einen Auftritt haben. Großes Hallo bei Helfern und Gästen. Sie war im Krankenhaus. Eine blonde Frau, Ende 40, mit einem lieben Lächeln. Schwer krank, alkoholabhängig. Schon lange trägt sie einen Katheter, der Schlauch zum Urinbeutel führt aus ihrer Jacke in eine Sporttasche, die sie sich mit sich herumschleppt. Katheter-Kati, so wird sie genannt. Ein Gast schaut sie liebevoll an: „Wir dachten, du wärst schon tot.“ Sie lacht. „Nee!“ Und dann weint sie.

Wie in einer Theatervorstellung, so wirkt es manchmal an der Bahnhofsmision am Zoo. „Wir sind immer da! Sie auch?“, steht auf einem Plakat im Eingang an der an der Jebensstraße 5. Nur dass es gar kein Theater ist. Das Verrückte ist echt. 24 Stunden, sieben Tage die Woche ist hier geöffnet.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

5 Uhr

Es ist Dienstag, fünf Uhr, der frühe Morgen ist die ruhigste Zeit. Der Wind trägt den Duft von feuchter Erde und Tieren aus dem Zoo über die Bahngleise. Im Durchgang liegt eine hilflose Frau. Halb entkleidet, verdreht, unter Tränen der Scham. Ballerina war sie früher. Jetzt lebt sie auf der Straße, sie ist um die 70. Dieter Puhl weiß das, er kennt auch ihren Namen, der klingt wie eine poetische Erfindung: Frau Himmel.

Dieter Puhl, 57, ist seit viereinhalb Jahren Leiter der Bahnhofsmission am Bahnhof Zoo. Er und zwei seiner Helfer bringen Frau Himmel nach drinnen, geben ihr frische Sachen aus der Notkleiderkammer, machen Kaffee. Und versuchen ein weiteres Mal, sie davon zu überzeugen, einen Platz in einem Pflegeheim anzunehmen. Aber sie will nicht. Frau Himmel hat das Vertrauen verloren. In alle und alles. Auch in sich selbst. „Niemand glaubt mir meine Geschichte. Niemand will mir wirklich helfen.“

In der Nacht haben sie noch eine weitere Frau aufgenommen. Auch Charlotte kennen die Helfer gut, sie leidet an spastischen Lähmungen und Demenz. Aber sie will nicht ins Krankenhaus. Es ist eine lange Geschichte, die auch damit zu tun hat, dass die Patientin im Umgang nicht einfach ist. Mehrere Krankenhäuser haben sie abgelehnt. Die Bahnhofsmission darf Menschen wie sie eigentlich nicht unterbringen. Die neun Betten sind für Reisende in Not reserviert. „Aber sollen wir die Frau vor unserer Tür auf der Straße sterben lassen?“

Dieter Puhl kann sich darüber aufregen. Dass alte und kranke Menschen auf der Straße landen, gehört für ihn zum Schlimmsten, was er bei seiner Arbeit sieht. Und er sieht es oft. „Das Problem wird zunehmen, aber niemand fühlt sich zuständig.“ An sich ist es ja richtig, sagt Puhl, dass in Deutschland heutzutage niemand mehr gegen seinen Willen behandelt oder eingewiesen werden darf, so lange er sich oder andere nicht gefährdet. Aber niemand kennt eine Lösung für Menschen wie Charlotte oder Frau Himmel.

Oben am Bahnhof Zoo entlassen die ersten Züge ihre Fracht aus den Außenbezirken: Büromenschen, Putzkräfte, Wachleute in den Uniformen des Alltags. In der City West erwachen Bürohäuser und Hoteltürme. Kehrseite dieser Welt ist die

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Jebensstraße hinterm Bahnhof Zoo. Die Adresse der Bahnhofsmission. Ein raues Pflaster, im Wortsinn. Hier treffen sich Fixer und Trinker wie zu Zeiten von Christiane F. Und die Hilfesuchenden aus der ganzen Stadt. Wie eine schweigende Armee beziehen sie jetzt vorm Eingang der Bahnhofsmission Position. Sie stehen Schlange. Ab sechs Uhr gibt es kostenloses Frühstück.

Die Bahnhofsmissionen: Gut 100 gibt es in Deutschland, die erste wurde vor 120 Jahren am Berliner Ostbahnhof gegründet. Die Idee war damals, jungen Frauen zu helfen, die auf Arbeitssuche ins aufstrebende Berlin kamen und drohten, sexuell ausgenutzt zu werden. Heute machen Wohnungslose den größten Teil der Hilfesuchenden aus. Die Bahnhofsmission am Zoo ist eine der größten Einrichtungen dieser Art Deutschlands.

Elf feste Mitarbeiter arbeiten hier, dazu mehr als 400 Ehrenamtliche, Praktikanten und andere wechselnde Helfer. Zu ihren Aufgaben gehört es, Rollstuhlfahrern am Gleis zu assistieren, sie hüten unbegleitete Kinder auf Bahnfahrten, helfen „gestrandeten“ Reisenden. Meist aber sind sie für Menschen da, die keine Wohnung mehr haben. Bis zu 600 Hilfesuchende kommen pro Tag an den Zoo.

Wie kann es sein, dass im reichen Deutschland Menschen auf der Straße leben? Zumal in Berlin mit all seinen Beratungsstellen, Streetworkern, Notübernachtungen? Oft kommen Besucher mit solchen Fragen zu Dieter Puhl. Journalisten, aber auch Hoteldirektoren und Manager, Galeristen und Künstler aus der Umgebung. Dann führt er sie um den Bahnhof Zoo. Bis zu 4000 Menschen leben in Berlin auf der Straße, schätzt Puhl. Statistisch erfasst werden sie nicht.

Zählen aber kann man die Menschen schon, die auf der Straße leben. Man muss nur hinschauen. Um sechs Uhr früh liegen zwischen Bahndamm und Zoo kleine Hügel aus Decken und Jacken im Staub unter Büschen oder an der schmutzigen Betonwand. Direkt unter den vorbeidonnernden Zügen und in bestialischem Gestank. Die Wand dient gleichzeitig als öffentliches Klosett. Dies ist so im Sommer und auch im kältesten Winter. In Kinder- und Einkaufswagen haben die Schlafenden leere Flaschen und volle Tüten gestapelt. Einer hat seine Kleider ordentlich an einem Abflussrohr aufgehängt. Ordnungssinn in einer Welt, in der sonst nichts mehr in Ordnung ist. Zwei

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Männer in grünen Overalls picken am Morgen die Scherben der Nacht aus der Grünfläche. Vorsichtig umrunden sie dabei die Lager der Schlafenden.

Das bedrückende „Nachtquartier“ ist nur eins von vielen in Berlin. Allein rund um den Bahnhof Zoo schlafen pro Nacht um die 30 Menschen, im Sommer auch mehr, wenn die Notübernachtungen in der Stadt geschlossen sind. Sie liegen am Bahndamm, unter den Brücken, ein junges Paar lebt seit Monaten schon vor einem Supermarkt, den Hund und zwei Koffer Tag und Nacht neben sich. Auch in den Büroeingängen schlafen Menschen. Die Wachleute lassen sie bis zum frühen Morgen in Ruhe, darauf vertrauend, dass die Wohnungslosen vor Dienstbeginn der Büros schin in der Bahnhofsmision sein werden, um Kaffee zu trinken.

Diese Art Nachbarschaft, sagt Dieter Puhl, sei ihm wichtig. Er spricht dafür auch schon mal Wachleute an und stellt ihnen seine Gäste persönlich vor. Uli zum Beispiel. Ihn kennen auch die Beamten der Bundespolizei, die im Bahnhof stationiert ist. Immer wieder sind die Beamten wegen Uli angerückt, der fast täglich vor der Bahnhofsmision steht und andere Menschen anpöbelt. Inzwischen haben sie verstanden, dass er schwer krank ist. Vielleicht sind es psychotische Schübe oder Schizophrenie, sagt einer der Beamten. Meist reicht es, wenn Uniformierten sich mit strenger Miene vor Uli aufbauen, um dem Spektakel ein Ende zu machen. Zumindest für den Moment.

Was niemand weiß ist, wie man Uli wirklich helfen kann. Auch er lehnt jegliche Betreuung ab. Eine Idee hätte Dieter Puhl zwar: Helfer, die komplizierte Menschen wie Uli langfristig durchs Leben begleiten. In allen Situationen, medizinisch, juristisch, psychologisch, menschlich. Eine Art Schutzengel. Aber die gibt es nicht.

7 Uhr

Auch nicht für die drei Männer, die nachts in den Bahnhofseingängen geschlafen haben. Oder für die acht, die in der Halle auf Bänken saßen. Von weitem sahen sie aus wie alle anderen Menschen hier auch. Nur dass sie immer auf der Bank sitzen. Tag und Nacht. Ein Mann mit einer braunen Aktentasche und einer, der sich morgens um sieben sorgfältig das graue Haar kämmt: Beide verlassen eiligen Schrittes die Halle wie alle anderen Passanten auch. Die beiden aber gehen nicht zur Arbeit, sondern zur Bahnhofsmision.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Dort stehen sie Morgen für Morgen in der Schlange an den Ausgabefenstern um Frühstück an. Viele Wartenden schieben Taschen, Tüten, Deckenbündel vor sich her, nur gegen Ende des Monats sind auch Menschen ohne Gepäck dabei – Rentner und Arbeitslose. Drinnen haben während der Nacht die Helfer stundenlang Lunchpakete gepackt, die sie jetzt durch zwei Fenster ausgeben. Brote, Gebäck, Obst. Die Lebensmittel sind zum größten Teil Spenden, sie kommen über die Berliner Tafel, aber auch direkt von Hotels, Restaurants, sogar von Delikatessengeschäften. Ein Wirt schickt jede Nacht die letzten Pizzen per Taxi.

Die Spendenbereitschaft in Berlin ist in den letzten Jahren gestiegen, sagt Dieter Puhl. Weil die Medien das Thema entdeckt haben. Aber auch, weil die Obdachlosigkeit immer mehr ins Auge fällt. Gerade am Bahnhof Zoo. Die zwei Helfer an den Ausgabefenstern fragen jeden Gast nach den Wünschen. „Möchten Sie Brötchen mit Käse oder Wurst? Kaffee? Oder Tee? Mit Milch? Zucker? Wie viel Stück?“ Ihr Dialog erinnert ein bisschen ans Flugzeug oder an ein Hotel gehobener Klasse. Der zuvorkommende Ton und auch der Begriff „Gäste“ waren in der Bahnhofsmission früher nicht üblich, sagt Dieter Puhl. Auch Kaffee gab es nicht. „Man fand, Früchtetee müsse für Arme ausreichen“. Doch der Kaffee ist Puhl besonders wichtig. Nicht nur, weil sein Duft die Idee von Alltag und Zuhause vermittelt. Kaffee ist für Dieter Puhl ein soziales Amalgam. Wer beim Kaffee zusammensitzt, schaut sich an, begegnet sich auf Augenhöhe.

8 Uhr

Gegen acht Uhr klingelt ein junger Mann an der Tür. Leise bittet er darum, sich einen Moment setzen zu dürfen, so leise, dass die Helfer im Lärm der Züge vom Bahnhof oben zweimal nachfragen müssen. Der Mann weint. Er hat Schmerzen und muss zum Arzt. Aber der Notarzt habe ihn nicht behandeln wollen. „Ich lebe in einer Wohnungslosenunterkunft,vielleicht deswegen.“ Der Mann bekommt im Aufenthaltsraum der Mission einen Kaffee. Er ist offenbar nicht das erste Mal hier. Ein Helfer telefoniert mit seiner Unterkunft. Später wird ein Sozialarbeiter den Mann abholen und ins Krankenhaus begleiten.

Die Bahnhofsmission, sagt Dieter Puhl, sei ein bewusst niedrigschwelliges Angebot. Keine Anmeldung, keine Formulare, keine Bedingungen, außer: keine

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Gewalt, kein Alkohol, keine Hunde, keine Drogen im Innenraum. Draußen kehren die Helfer mit dem täglichen Dreck immer auch benutzte Spritzen mit auf. Dass der Vorplatz trotzdem meist sauber ist, liegt auch an den Gästen. „Oft machen fegen sie selbst“, sagt Dieter Puhl. Solchen Gesten entnimmt er, dass das niedrigschwellige Angebot funktioniert.

Dieter Puhl ist ausgebildeter Erzieher, Sozialarbeiter und Diakon. Er hat im Lauf seines Lebens mit Jugendlichen gearbeitet, in der Suchthilfe, ein Wohnprojekt für Obdachlose gegründet. Die Bahnhofsmission aber ist sein Herzensprojekt. Als er die Leitung übernahm, überzeugte er die Deutsche Bahn, die Räume, die sie kostenlos zur Verfügung stellt, zu sanieren und zu erweitern. Gerade wird ein behindertengerechtes Bad eingebaut.

Täglich ab 14 Uhr gibt es drinnen kostenloses Mittagessen. Der neue Innenraum ist in bunten Farben gestrichen. Der große Tresen, die Glastheke, die Kaffeemaschinen, die abwaschbaren Tische und Stühle, all das erinnert eher an eine Betriebskantine als an Armenspeisung. Das ist so gewollt. Das Wort Mission steht nicht im Vordergrund. Nur neben dem Tresen hängt ein hölzerner Jesus am Kreuz, über einem gespendeten Ghettoblaster. Und für die Mitarbeiter beginnt jeder Nachmittag an den Tischen mit einem Gebet. Als das Vaterunser gesprochen wird, schließen viele die Augen.

14 Uhr

Um 14 Uhr drängen die ersten Gäste in den Raum. Schlurfend, hinkend, schwer bepackt, auch im übertragenen Sinne, manche an Krücken oder Rollatoren. 50 Gäste passen gleichzeitig in den Raum. Dreimal so viele stehen an der Tür. Um den Andrang zu organisieren, haben die Helfer sich ein System einfallen lassen. Sie geben nummerierte Kinokarten von einer Rolle aus. Das passt. Der Nachmittag ist, wenn man so will, die große Vorstellung am Bahnhof Zoo. Für alle Beteiligten.

Wer fragt, was es bedeutet, obdachlos zu sein, muss sich hier mit an den Tisch setzen. Hermann „Blauauges“ wüste Veilchen zum Beispiel, das sieht man dann, sind nur aufgemalt. Er grinst. Und singt. Die kranke Kathi war in ihrem früheren Leben Busfahrerin. Sie erzählt von Reisen nach Skandinavien und wie sie Promis zum verhüllten Berliner Reichstag kutscherte, bis sie mitten im Satz den Faden verliert.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Neben ihr sitzen ein blinder Arzt und die schwangere Sandra, die in einer Notunterkunft lebt.

Am Tisch in der Mitte des Raums nehmen jeden Tag Margarete und Norbert Platz. Jeder kennt sie hier, sie leben am Bahnhof Zoo. Margarete war einmal Krankenschwester, sie ist krank, kann kaum noch laufen. Wer sie fragt, wie es ihr geht, bekommt die Antwort: „Ich kann nicht mehr.“ Nebenan sitzen zwei junge Polen, die Gesichter vom Alkohol aufgedunsen, außerdem zwei Männer mit Knast-Tätowierungen. Einer trägt im Augenwinkel die „Träne“, einen schwarzen Punkt, der angeblich symbolisiert, dass der Träger einen Menschen getötet hat. Auch der ältere Herr vom Morgen mit der Aktentasche ist wieder da. Er flüstert in verschwörerischem Ton: Die Polizei suche ihn. Schon lange. Es klingt fast, als hoffe er, dass sie ihn endlich findet.

Es ist kein Gastmahl in Frieden. Die Polen brüllen lauthals, als jemand nach ihren Taschen greift, um sie auf die Seite zu schieben. Andere schaufeln das Essen in sich hinein, als fürchteten sie, man würde es ihnen wieder nehmen. Manche schlafen an den Tischen ein. Andere wollen am liebsten nicht wieder gehen. Für sie ist es die einzige Gelegenheit am Tag, mit anderen zu sprechen. Oder der einzige Moment, an dem sie sich nicht verächtlich angeschaut fühlen, beschimpft oder verjagt.

Einfach ist das nicht immer. 70 Prozent der Gäste stammen aus osteuropäischen Ländern. 90 Prozent sind Männer. Viele sind alkohol- oder drogensüchtig, psychisch krank. Fast alle haben Gewalt erlebt, als Kinder, im Knast, auf der Straße.

16 Uhr

Als gegen 16 Uhr der nächste Schwung Gäste eingelassen wird, gibt es draußen Geschrei. Ein Mann hält die Schlange auf, er will eine Zahnbürste und frische Kleider, und zwar sofort. Die anderen protestieren. Zwei Helfer vermitteln. Schließlich stehen drei Helfer um vier empörte Männer, polnische, türkische, deutsche Beschimpfungen fliegen hin und her. „Regt euch ab“, brüllt einer aus der Menge. Ein Punker mit Irokesenfrisur tritt nach den Streitenden. Ein Helfer legt einen Arm um ihn, er ist fast noch ein Kind. Schließlich beruhigen sich alle. „Hahnenkämpfe, immer dasselbe“, kommentiert ein Gast. Und sagt einen Satz, der nachdenklich macht: „Wer hierherkommt, dem geht es nur noch um die bloße Existenz.“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Um 18 Uhr wird die Essensausgabe geschlossen. Hermann mit den blauen Augen läuft noch immer singend durch den Raum. „Warte, warte nur ein Weilchen, dann kommt das Glück auch noch zu dir ...“ Auch die alte Frau Himmel will den Raum nicht verlassen. „Die Menschen da draußen hassen mich, sie sehen auf mich herunter, wie sehe ich aus?“

Als sie dann doch geht, fährt draußen ein Notarztwagen vor. Eine junge Russin ist zusammengebrochen, ein russischstämmiger Praktikant übersetzt: Sie hat Herzprobleme. Alle sind erleichtert, als der Krankenwagen die Frau mitnimmt. Immer wieder kommt es vor, dass medizinische Helfer wohnungslose Patienten einfach liegen lassen oder nicht behandeln. Manchmal, sagt Dieter Puhl, habe er Angst, dass direkt vor seiner Tür jemand stirbt. Bisher ist das nicht passiert. Acht Erinnerungsbändchen hängen dennoch im Gedenkbaum vor der Tür. Für acht Gäste, die in den vergangenen Jahren gestorben sind. Manche im Krankenhaus, andere im Park, einer beim Angeln. „Einer ist bei lebendigem Leib verfault“, sagt Puhl. „Er hat sich einfach aufgelöst.“

Dieter Puhl sagt: Er wünsche sich mehr professionelle Hilfe für seine Gäste. Immerhin gibt es seit 2013 das Projekt der mobilen Einzelfallhilfe, bei dem Mitarbeiter der Bahnmissionsmission einzelne Menschen so lange begleiten, bis diese in anderen Einrichtungen betreut werden können - neuerdings ist auch eine Sozialarbeiterin mit dabei. Doch die meisten MissionsMitarbeiter sind Quereinsteiger. Sie waren Verwaltungsangestellte, Straßenbahnfahrer oder Krankenschwestern. Oft ist es gerade die Lebenserfahrung, die sie bei der Arbeit brauchen.

18 Uhr

Auch die Ehrenamtlichen kommen aus allen möglichen Branchen. An diesem Abend steht in der Kleiderkammer ein Musikprofessor, der sagt, er liebe die Arbeit hier, „weil mir das hilft, aus meinen wissenschaftlichen Schaumwelten wieder in Kontakt zur Wirklichkeit zu kommen“. Am Tresen steht Rahel, 23, Auszubildende in einem Hotel. Einen Feierabend die Woche spendet sie der Bahnmissionsmission. Helfer Kai kocht Kaffee und Tee für die Nacht. „Junkie, substituiert“, stellt er sich knapp vor. Er leistet Sozialstunden ab.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Auch die Sozialstunden gehören zur Wirklichkeit der Bahnhofsmission. Das Motto lautet „Arbeit statt Strafe“. Manche der Strafkandidaten empfinden die Arbeit als Chance. Wie Ralf Sponholz, der hier heute fest angestellt ist. Sein Vergehen, damals: „Fahren ohne Führerschein“. Er grinst. Das ist lange her.

Ralf Sponholz, 35, übernimmt an diesem Abend die Nachtschicht, zusammen mit seinem Kollegen Klaus, einem Schlaks, der gern jeden Gast mit einem lustigen Spruch begrüßt. Sponholz ist ehemaliger Möbelpacker, ein bulliger Typ, dessen bloße Erscheinung Respekt einflößt. Maurer hat er gelernt, eine Weile war er Wirt, „ich hab’ wenig ausgelassen im Leben“. Das Sozialarbeiterdeutsch ist ihm fremd, ebenso wie das aufgesetzte Mitleid auf manchen Spendenplakaten. Er ist ein Pragmatiker, kennt sich mit Gesetzen und Behörden gut aus.

An den Moment, als er wusste, dass er hier arbeiten wollte, erinnert sich Sponholz gut. Es war kein schöner Moment. Er wusch einen verwahrlosten, kranken, inkontinenten Mann, der im Rollstuhl auf der Straße lebte. „Es war fürchterlich. Ich dachte, so etwas darf es doch überhaupt gar nicht geben!“ Mit viel Geduld schaffte es Sponholz damals, für den Mann medizinische Hilfe und einen Wohnplatz zu organisieren. Der Mann starb zwei Jahre später im Krankenhaus, nicht auf der Straße.

Mit jenem Rollstuhlfahrer entstand die Idee der mobilen Einzelfallhelfer. Ihre Arbeit bestehe anfangs oft schlicht daraus, einen Gast immer und immer wieder aufzusuchen, sagt Sponholz. „Auf der Straße, unter der Brücke, wo auch immer.“ Auch, wenn die Helfer immer wieder weggeschickt werden. Es ist der Versuch, dem Freiheitsgebot der deutschen Gesetze ein Angebot entgegenzustellen. Denn das Gesetz schreibt zwar einerseits vor, dass niemand gegen seinen Willen eingewiesen oder behandelt werden darf. Andererseits bietet es keine Lösung für hilflose Menschen, die in immer größerer Zahl bei der Bahnhofsmission und ähnlichen Einrichtungen betreut werden, weil sich sonst niemand zuständig fühlt.

In diesen Tagen bemüht sich Ralf Sponholz um Margarete und Norbert, das Paar ohne Hoffnung vom Bahnhof Zoo. Er fährt sie zu Ämtern, telefoniert mit Kranken- und Rentenversicherungen. Jedes Mal tauchen neue Probleme auf. Das deutsche Hilfesystem, sagt Sponholz, sei an sich gut. „Aber es basiert darauf, dass die Leute

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

sich die Hilfe aktiv holen. Dass sie beharrlich sind und ihre Rechte kennen. Wenn sie einmal aufgegeben haben, erreicht sie das System sie nicht mehr.“

Bis Mitternacht bleibt es ruhig an der Jebensstraße. Um 23 Uhr singt Kai am Tresen ein Lied des Rappers Marteria vor sich hin: „Alle haben einen Job – ich hab’ Langeweile ...“ Sein Kollege Klaus schaut durch die leeren Fenster nach draußen. „Sind die alle Fußball gucken?“ Sie lachen. Wo schauen Menschen ohne Wohnung Fernsehen? „Du wohnst noch irgendwo, aber es ist nicht deine Wohnung. In einer WG zum Beispiel. Wenn du da raus musst, bist du obdachlos“, sagt Kai. Er nennt es die „schleichende Obdachlosigkeit“.

Dann klingelt es doch noch. Die Berliner Tafel liefert das Frühstück. Zuvor hat ein großer Wagen vor der Mission gehalten. Der Fahrer, ein eleganter Herr in langem Mantel, reichte eine große Tasche durch die Tür gereicht: gebauchte Friseurumhänge und -scheren eines Friseurgeschäfts vom Kudamm. Gedacht sind sie für die Friseurin, die in der Bahnhofsmission kostenlos Wohnungslose frisiert.

24 Uhr

Kurz nach Mitternacht stehen dann Maria und Josef an der Tür. Sie heißen in Wirklichkeit anders, aber es passt. Ob sie kurz reinkommen dürften? „Meine Freundin ist schwanger, sie möchte sich setzen“, sagt der junge Mann. Er ist 20, sie 19 und im siebten Monat. Ein Mädchen mit Brille und rosa gefärbtem Pagenkopf. Sie streicht sich über den Babybauch unterm karierten Anorak. Er hält einen kleinen Hund an der Leine. Die beiden kommen aus Lankwitz, sagen sie. Gutbürgerlicher Westen, so hört es sich zuerst an. Aber das täuscht. Sie übernachteten in Notunterkünften und manchmal bei den Großeltern. In einer Einzimmerwohnung zu viert mit zwei Hunden. Das Mädchen ist ein Heimkind aus Berlin, hat keine Eltern. Als sie 18 wurde, erklärte sich die Jugendhilfe für nicht mehr zuständig. Das Jobcenter interessiert sich auch nicht. Dann kam sie mit einer schweren Depression in die Psychiatrie. Der 20-Jährige kommt aus Brandenburg. Er sei ein Problemkind, sagt er über sich, sachlich, als handele es sich um ein lebenslängliches Urteil. Seine Eltern haben ihm gesagt, die Berliner Freundin bringe ihn auf die schiefe Bahn. Also haben die beiden versucht, es alleine zu schaffen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ralf Sponholz fragt und fragt. Er ist Bäcker, sie Köchin, erfährt er, beide mit abgeschlossener Ausbildung. „Dann macht doch ein Restaurant auf!“, witzelt der Helfer, und poltert dann los: „Im Ernst, was soll denn jetzt werden? Ihr erwartet ein Kind, ihr habt keine Wohnung und euch fällt nichts Besseres ein, als um Mitternacht in die Bahnhofsmision zu kommen?“

Sponholz ist wütend, wenn auch nicht auf das junge Paar. Genau das hat er vorhin gemeint: Natürlich müssten die beiden nicht auf der Straße leben. Sie haben sich verloren zwischen den Zuständigkeiten zweier Bundesländer, zwischen Melde-, Sozial- und Jugendämtern. Maria und Josef aus Lankwitz sind in einem der viel beschworenen Löcher des sozialen Netzes verloren gegangen.

Sie sitzen ratlos da, bis Ralf Sponholz fragt: „Habt ihr Hunger?“ Sie nicken, ja, ein Brot hätten sie gern. „Und was esst ihr morgen?“ Schweigen. Die Helfer packen ein paar Konserven ein, Brot, Getränke. Dann schicken sie die beiden zu den Großeltern. Ralf Sponholz hat ihnen zuvor noch ein Versprechen abgerungen: Am übernächsten Tag sollen sie wiederkommen. „Aber morgens!“ Dann will er herauszufinden, wie die angehende Familie eine Zukunft bekommen kann.

Helfer Klaus nimmt um eins einen weiteren Gast in Empfang. „Ich hab Scheiße gebaut, jetzt hab’ ich Hausverbot in der Notunterkunft“, heult der junge Mann. Er ist betrunken. Er schiebt eine große Reisetasche in die Tür, bevor Klaus diese wieder schließen kann. Hausverbote sind in den Notunterkünften das letzte Mittel, um für Ordnung zu sorgen. Kai und Klaus wägen einen Moment ab. Sollen sie den Mann einlassen oder nicht? „Man muss doch den Leuten irgendwann Grenzen setzen“, sagt Klaus, und Kai: „Aber Barmherzigkeit zeigen muss man auch.“ Schließlich darf der Mann rein. Olli, heißt er, ist 25 und lispelt. Er hat keine Schneidezähne. Er bekommt einen Kaffee zum Ausnüchtern.

Nach einer Weile erbarmt sich Kai und setzt sich zu Olli. „Ist ganz schön spät, heute kommste nicht mehr weg.“ Olli nickt. „Hast du kurz Zeit für mich?“ Er ist am Abend aus der Psychiatrie entlassen worden. Jetzt nickt Kai. Dass Wohnungslose aus Krankenhäusern einfach so in die Nacht entlassen werden, passiert oft. Immerhin haben sie Olli noch 25 Euro in die Hand gedrückt. Die hat er aber in Alkohol investiert statt in eine Pension. „Scheiße gelaufen“, kommentiert Kai und erklärt dem jungen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Mann, wie man beim Sozialamt die Kosten für eine Pension beantragt. Das Amt öffnet um acht. Jetzt ist es zwei. Es ist nicht ganz klar, ob Olli überhaupt in der Lage ist, Anträge auszufüllen. Viele Gäste der Bahnhofsmision können nicht lesen und schreiben.

5 Uhr

Als Olli um fünf aufbricht, halten ihm Klaus und Kai höflich die Tür auf und schauen ihm nach. „Eigentlich ein netter Kerl“, sagt Kai, und Klaus: „Aber ob der je beim Sozialamt ankommt?“ Der Tag graut. Er wirft ein unbarmherziges Licht auf die Lebensstraße. Manchmal, sagt Klaus, sei es zum Lachen hier, in der Bahnhofsmision. „Aber oft ist es nur noch zum Weinen.“

DIE #KUNSTJAGD - Wo steckt das verschollene Gemälde?

Ein vor 77 Jahren verschollenes Gemälde, dem über 30 Menschen ihr Leben verdanken. Eine Suche, deren Ende völlig offen ist. Ein Rätsel, das wir mit Euch gemeinsam lösen wollen. Alles ist möglich, und Ihr könnt **live dabei sein. Das ist die #kunstjagd**

(<http://kunstjagd.com/>)

Von Carolyn Braun, Fredy Gareis, Marcus Pfeil und Christian Salewski, Follow the Money, Mai-September 2015

Es ist kein Hämmern an der Wohnungstür, eher ein sachliches Klopfen, das die Kindheit von Edward Engelberg beendet. Eigentlich muss der neunjährige Junge in der Schule sein, aber schon auf dem kurzen Weg dorthin sieht Edward überall zerbrochene Scheiben. Scherben überall. Scherben und Hakenkreuze an den Wänden. Als er dann um die Ecke biegt, sieht er die zerstörte Synagoge Ohel Jakob, zu der seine Schule gehört. Der "Stoßtrup Adolf Hitler", eine Keimzelle der SS, hat die Gebäude in der Nacht verwüstet. Noch lodern die Flammen. Die Feuerwehr steht daneben und sieht zu, besprüht bloß die umliegenden Häuser, damit das Feuer nicht übergreift. Ein Lehrer hält den Jungen auf, sagt ihm, er solle keine Fragen stellen, sondern rasch nach Hause laufen, bloß weg von hier. Edward versteht nicht, was los ist, aber er rennt so schnell er kann. Kaum ist er wieder zuhause, klopft es an der Tür. Edwards Vater, Jakob Engelberg, öffnet.

Zwei Gestapo-Männer in Zivil betreten die Wohnung. Ausgesucht höflich bitten sie den jüdischen Kaufmann seine Sachen zu packen. Man müsse ihn zu seinem eigenen Schutz mitnehmen. Er solle auch an Taschentücher denken, rät ihm einer der

Beamten. Jakob Engelberg gehorcht, was soll er auch tun? Er packt rasch seine Sachen. Dann verabschiedet er sich von seiner Familie. Die fremden Männer, die den Vater holen, verbeugen sich, dann sind sie weg. Auf dem Weg nach Dachau, ins Konzentrationslager. Edward, seine Schwester Melly und seine Mutter Paula Engelberg bleiben zurück. Sie weinen.

Edward Engelberg macht eine lange Pause. Die Erinnerung setzt ihm sichtlich zu. Der 86-Jährige spricht selten über das, was er in jenem November 1938 in München erlebt hat. Für uns macht er eine Ausnahme. Nicht allein, weil wir den weiten Weg bis nach Portland, Oregon, an der Westküste der USA gereist sind, um seine Geschichte zu hören. Sondern auch, weil wir etwas vorhaben, das dieser Geschichte ein entscheidendes Kapitel hinzufügen könnte: Wir wollen das Gemälde wiederfinden, das Edward Engelberg und seiner Familie das Leben rettete.

Unser Treffen mit Edward Engelberg ist der Beginn einer Recherche, von der wir selbst nicht wissen, wie sie ausgehen wird. Es geht dabei um eine Flucht aus Nazi-Deutschland, es geht um über 30 Menschen, die heute am Leben sind, weil diese Flucht gelang. Und es geht um ein verschollenes Gemälde, das sie erst ermöglicht hat. Das ist zumindest die Überlieferung.

Als die Nazis an die Macht kommen, sind die Engelbergs nicht besonders wohlhabend, aber auch nicht arm. Edward liebt es, mit seinem Vater in dessen Opel durch die Gegend zu fahren. Bis heute kann er sich an das Kennzeichen erinnern: II A – 54558. Noch 1935 verdient Jakob Engelberg als Vertreter für Seidenwaren rund 500 Reichsmark im Monat. So notiert es jedenfalls die Gestapo in seiner Akte. Abends raucht Engelberg gerne eine Zigarre über einem Buch aus seiner gut bestückten Bibliothek.

Im November 1938 besitzen die Engelbergs zwei Gemälde des heute fast vergessenen Künstlers Otto Theodor Stein. Das eine hängt heute in Portland, in Edward Engelbergs Wohnzimmer. Es zeigt eine Frau im Halbprofil mit einem aufgeschlagenen Buch auf dem Schoß. Das zweite Bild sah äußerst ähnlich aus: Dasselbe Motiv, dieselbe Größe, bloß etwas brauner im Teint. So erinnert sich der alte Mann.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Es ist dieses Gemälde, das Paula Engelberg einige Tage nach der Verhaftung ihres Mannes von der Wand nimmt, es vor den Augen ihrer Kinder aus dem Rahmen löst und es aufrollt. Sie sagt zu Edward und der drei Jahre älteren Melly, dass sie bloß ruhig sein sollen. Auf keinen Fall die Tür öffnen! Dann verlässt sie die Wohnung. Mit dem Gemälde.

Wenige Stunden später kommt sie zurück. Das Gemälde ist weg, aber sie hat ein lebensrettendes Dokument mitgebracht: Ein Visum für die Schweiz. Mit ihm erreicht sie bei der Gestapo die Entlassung ihres Mannes aus der „Schutzhaft“. Die Auflage: Jakob Engelberg muss das Deutsche Reich sofort verlassen. Noch wollen die Nazis die Juden vor allem aus dem Land vertreiben – und sie vorher ausplündern. Aber am Ende dieses Weges liegt Auschwitz.

15 Tage dauert das Martyrium von Häftling 19897 untergebracht in Block 8/4 des Konzentrationslagers Dachau. So ist es im Zugangsbuch des KZ verzeichnet. Als Jakob Engelberg nach Hause zurückkehrt, erkennt ihn sein Sohn kaum wieder. Den Kopf kahl, den Blick leer, die Augen müde, so erinnert sich Edward Engelberg, habe sein Vater da gesessen und ein Brot mit Orangenmarmelade zum Tee gegessen. Als sie Tags darauf mit dem Zug die Schweizer Grenze passieren, sagt Jakob Engelberg zu seinen Kindern: „Jetzt sind wir sicher.“ Sie bleiben für kurze Zeit in Zürich, dann fliehen sie weiter nach Amerika.

Heute, 77 Jahre und drei Generationen später, gibt es über 30 Nachfahren von Jakob und Paula Engelberg. Eine weit verzweigte Familie über die ganze USA verstreut, die durch diese Überlieferung vereint ist: Wir sind nur am Leben, weil Paula das Gemälde für ein Schweizer Visum hergab. Sie alle kennen diese Geschichte. Aber wie belastbar ist dieses Narrativ?

Klar ist: Millionen von Kunst- und Wertgegenständen sind den Opfern damals abgepresst worden, bevor sie gerade noch fliehen konnten oder deportiert und ermordet wurden. Diese Dinge sind nicht weg. Sie sind mitten unter uns. Hier und heute. Wir gehen davon aus, dass es das zweite Gemälde der Engelbergs gab. Zu lebendig sind die Erinnerungen von Edward Engelberg, zu überzeugend die Aufzeichnungen seiner inzwischen verstorbenen Schwester Melly, um das in Zweifel zu ziehen. Und wenn dieses Gemälde nicht zerstört wurde, muss es ja irgendwo sein,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

irgendwo muss es stecken, auf einem Dachboden, in einem Keller, in einem Depot, einer Kiste oder vielleicht ganz prominent im Wohnzimmer einer Familie, die keine Ahnung hat, woher dieses Bild kommt.

Ansonsten sind fast alle Fragen offen: Was hat Paula Engelberg im November 1938 mit dem Gemälde gemacht? Was konnte eine jüdische Frau in München damals überhaupt damit ausrichten? Hat Paula Engelberg es wirklich einem Schweizer Konsularbeamten gegeben, um schneller an das Visum zu gelangen, so wie es ihre Tochter Melly später immer behauptet hat? Oder ist das bloß Legende? Hat sie das Gemälde vielleicht auf dem Weg zum Konsulat versetzt, in einer Pfandleihe etwa, einer Galerie oder einem Auktionshaus? Hat sie es Freunden gegeben, als Abschiedsgeschenk? Und wer war eigentlich der Künstler, dieser Otto Theodor Stein? Hilft vielleicht seine Biographie und sein Werk weiter? Wir wissen es nicht. Noch nicht.

Ab dem 21. Mai suchen wir Antworten. Wir wollen dieses Rätsel lösen und das verschollene Gemälde der Engelbergs finden! Und zwar gemeinsam mit allen, die mitsuchen wollen. Dazu haben wir uns zunächst sechs Wochen Zeit gegeben. In zwei Bussen werden wir mit unserem Team durch Deutschland, Österreich und die Schweiz fahren, werden Archive, Experten und Zeitzeugen zu Rate ziehen – immer auf der Spur des verschollen Gemäldes. Wir wissen nicht, was passieren wird. Wir haben lediglich ein paar Spuren. Und eine große Hoffnung: Dass viele Menschen uns bei dieser Suche helfen, uns via Social Media und Whatsapp unterstützen, mitdiskutieren, Hinweise geben. Wie man uns erreichen kann, steht [hier](http://kunstjagd.com/sucht-mit). (<http://kunstjagd.com/sucht-mit>)

Alles ist möglich und Ihr könnt [live](http://kunstjagd.surge.sh/sucht-mit) (<http://kunstjagd.surge.sh/sucht-mit>) dabei sein. Das ist die #kunstjagd!

<http://kunstjagd.com/>

Über die Grenzen

Die Woche am Ostbahnhof in Budapest: Erst durften Flüchtlinge von hier aus weiterfahren, dann nicht mehr, dann doch wieder. taz-Redakteur Martin Kaul über seine Tage im Bahnhof, im ersten Bus nach Österreich – und im inneren Ausnahmezustand

Von Martin Kaul, taz, 07.09.2015

Es ist Sonntagmorgen, der 6. September, 8.32 Uhr, und ich möchte nie wieder zu diesem Bahnhof gehen. Ich tue es aber, natürlich, doch.

Die ersten Meter sind leicht. Der lange, weiße Untergrundtunnel zum Bahnhof, in dem bis gestern noch Tausende Menschen eng an eng aneinandergedrückt auf dünnen Decken oder auf dem nackten Boden schliefen, scheint leer. Es sind nur karge Glaskästen zu sehen, aus denen Firmen ihre Werbeaufhänge entfernen ließen, damit an ihren Produkten nicht der Makel hängen bleibt von Keleti, von kleinen, verzweifelten Kindern, die sich um Bananen und um Buntstifte prügeln.

Von Khaled, 2, der in Keleti seine Eltern verlor, und, zum Glück, wiederfand.

Oder von Sadan, die am 28. August geboren wurde, hier in dieser Bahnstufunterführung. Alles was sie besitzt, sind eine rosafarbene Decke, zwei kleine weiße Strampler und eine Mütze, die ihr eine ungarische Frau geschenkt hat. Darauf steht „Hello Little One“.

Ich freue mich also, als an diesem Sonntagmorgen alles anders scheint. Ich gehe jetzt einfach durch, blicke nicht mehr nach unten, ein letzter Besuch und dann zurück nach Berlin. Doch da ist es wieder, da sind sie, es sitzen noch immer Hunderte hier.

Eine Frau zerrt mich am Bein. Sie hat zwei Kinder neben sich, sie hat mein Telefon gesehen, sie fleht mich an, einen Anruf machen zu dürfen. Das ist eine

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Situation, in der sich für manche Journalisten etwas entscheidet: Wo beginnt ein Journalist zum Teil der Geschichte zu werden?

Ich will hier nicht mehr sein, ich will hier niemandem mehr helfen müssen, ich will nur noch hinaus. Die Tochter der Frau, sieben Jahre alt, weint. Der Sohn, 12, blickt apathisch an die Decke. Dann gebe ich ihr mein Telefon, sie soll es versuchen, natürlich. Sie wählt eine deutsche Nummer, aber es geht niemand ran.

Der Journalist Mohamed Amjahid, der die letzte Woche ebenfalls an diesem Bahnhof verbracht hat, schrieb am Samstag: „Jeder normale Journalist hat in dieser Nacht ein paar Tränen vergossen.“

Als ich am Samstagmorgen um 5.53 Uhr beginne, meinen Text von den Geschehnissen der Nacht zu schreiben, sitze ich an einem runden Tisch in einem kleinen Tankstellengeschäft im Transitbereich zwischen Ungarn und Österreich. Ich klappe mein Notebook auf, dann beginnt mein Kinn zu zittern. Ich merke wie mein Kiefer versteift und meine Augen feucht werden. Erst will ich es unterdrücken, dann geht es nicht mehr, ich lasse alles hinaus. Ich bin kein geübter Kriegsberichterstatter. Man konnte Keleti zwar noch als Journalist betreten, aber nur noch als Mensch verlassen.

Der Bahnhof.

Es ist 19.50 Uhr, als ich am Montag, den 31. August, aus einer U-Bahn steige am Ostbahnhof Keleti, Budapest. Von hier fahren die Fernzüge, etwa nach Wien, München und Berlin. Am Nachmittag, fünf Stunden zuvor, hatten wir in Berlin die Nachricht gehört, dass offenbar Züge mit Fliehenden von Budapest nach Deutschland fahren. Ich nenne sie Fliehende, denn sie sind ja noch auf der Flucht. Flüchtling, das klingt so nach -ling.

Laut Fahrplan könnte es um 20.05 Uhr einen Nachtzug ab Budapest nach Berlin geben. Ich beschließe, dass ich nicht in Berlin warte, sondern versuche mit diesem Zug mitzufahren. Ich fahre sofort zum Flughafen Tegel und fliege nach Budapest. Ich komme frisch aus dem Urlaub, über die Zustände am Bahnhof Keleti habe ich noch nie zuvor gehört, nun lese ich rasch etwas, während ich im Flugzeug sitze. Hunderte

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

harren dort seit Wochen aus, versuchen in Züge zu steigen, die Polizei hält sie ab. Seit dem Wochenende sind es 2.000 Menschen.

Als ich am Montag um 19.50 Uhr den stillen, klimatisierten U-Bahn-Schacht am Keleti-Bahnhof verlasse, ändert sich alles. Es riecht nach Schweiß und faulenden Essensresten, Bananenschalen und angebissenen Äpfeln, die in der Sonne gären. Verkehrslärm, Geschrei. Es ist sehr heiß. Ich muss genau hinschauen, wohin ich meine Füße setzen kann. Ich stehe in einer Menge Hunderter Menschen, die lethargisch am Boden liegen, viele von ihnen schlafen, ich balanciere mich hindurch, ich will sie nicht wecken. Ich wundere mich, wie viele Familien ich sehe, wie viele Kinder.

An einer Essensausgabe schubsen sich jugendliche Männer gegenseitig fort, sie versuchen Wasser zu bekommen, das ein Mann dort verteilt, dann gibt es einen kleinen Tumult. Ein zartes Mädchen mit einer grünen Haarspange bahnt sich ihren Weg, zwischen den Beinen der Männer. Sie trägt einen Seifenspende fort, den sie ergattert hat. Sie betrachtet ihn wie ein Weihnachtsgeschenk. Sie bringt ihn zu ihren Eltern.

Um 19.52 Uhr weiß ich, dass ich Budapest Keleti heute nicht verlassen werde. Am Ende bleibe ich eine Woche.

Immer wieder in den folgenden Tagen, wird es am Bahnhofsvorplatz zu Tumulten kommen. An diesem Montag fahren noch Züge nach Wien. Hunderte drängen in die Züge, reißen sich gegenseitig wieder hinaus. Andere, die keinen Platz mehr ergattern, halten selbstgemalte Schilder in die Luft. Darauf steht „Jermeny“ oder „Germeny“ oder „Germany“. Sie wollen nach Deutschland, alle. Sie glauben, dass Deutschland sie eingeladen hat. Sie verehren Angela Merkel.

Am Wochenende zuvor war bekannt geworden, dass das Bundesamt für Migration in Deutschland davon absieht, geflohene Syrer in andere EU-Länder abzuschieben. Alle hier verstehen etwas anderes: dass Deutschland alle Syrer eingeladen hat.

Plötzlich geben sie alle sich hier als Syrer aus, auch die Afghanen. Sie versammeln sich vor dem Bahnhof. Sie rufen „Syria! Syria!“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Dann, am Montagabend, fahren keine Züge mehr. Ich telefoniere. Deutschland, erfahre ich, hat diplomatischen Druck ausgeübt auf Ungarn, umgehend wieder den Bahnhof zu schließen. Ich bleibe.

In der Nacht gehe ich über den Platz zu meinem Hotel, das in Sichtweite liegt. Ich sehe ein Kleinkind, ein Baby, das zwischen seinen Eltern auf dem Boden schläft. Das Mädchen hat keine Hose an. Auf ihrem Po sitzen Fliegen.

24 Stunden sind vergangen. Es ist Dienstag, der 31. August. Ich habe heute einen dreijährigen Jungen gesehen, der einen abgenagten Apfel vom Boden aufhob und hineinbiss. Nun sitze ich im Obergeschoss eines Restaurants. Als ich mein Abendessen aufgegessen habe, gehe ich mit drei Kollegen in einen Supermarkt. Wir kaufen ein paar Dinge ein, nichts Großes. Ich gebe rund 40 Euro aus, kaufe Feuchttücher, Windeln, ein paar Äpfel und Müsliriegel. Auch die anderen kaufen etwas ein. Wir bringen es zum Bahnhof Keleti.

Ich beschließe, am nächsten Tag noch einmal einkaufen zu gehen. Ich schreibe auf Facebook, wer wolle, könne sich am Einkauf beteiligen. 54 Menschen schreiben mich an, in wenigen Stunden. Sie überweisen mir, insgesamt, 2.140 Euro. Ich kaufe am Mittwochabend für 199.465 Forint ein. Das entspricht 634,14 Euro. Ich kaufe knapp 1.000 Müsliriegel, einen Einkaufswagen voller Joghurt drinks, 32 Kilo Bananen, Trockenkekse, Feuchttücher. Dann passt nichts mehr ins Auto. Das restliche Geld übergebe ich vertrauenswürdigen Helfern am Keleti-Bahnhof in bar.

Ein Kollege schreibt mir daraufhin eine Nachricht, in der er mich fragt, ob sich das mit meiner Rolle als Journalist in Einklang bringen lässt. Ich sage, das klären wir später. Meine Antwort heißt ja.

Am Mittwoch, den 2. September, fährt kein Zug für Fliehende am Bahnhof Keleti ab. Am Donnerstag, den 3. September um 9.48 Uhr fährt wieder ein Zug am Bahnhof Keleti ein. Auf der Lok steht „Paneuropäisches Picknick. Europa ohne Grenzen seit 25 Jahren.“ Hunderte prügeln sich hinein, Babys werden durch die Menge gereicht, mit aufgerissenen Augen, sie schreien. Um 11.17 Uhr fährt der grün-gelbe Zug davon. Niemand weiß wohin. Einige Stunden später treffe ich die Insassen wieder. Ihr Zug steht an einem Ort namens Bicske. Die Polizei will die Insassen in ein

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Lager bringen. Doch sie weigern sich. Sie werden noch bis Freitag hier stehen. Die Kleinkinder werden zum Schlafen in die Gepäckablagen gelegt.

Auf dem Nachbargleis in Bicske werden Nahverkehrszüge angehalten. Die Polizei geleitet alle dunkelhäutigen Menschen hinaus. Hellhäutige dürfen weiterfahren.

Die Grenze.

Es ist 12.47 Uhr als am Freitag rund eintausend Menschen vom Bahnhof zu Fuß aufbrechen, sie gehen an mir vorbei. Junge Männer, mit und ohne Kindern auf den Schultern, Frauen, mit vollen blauen Ikea-Tüten unter dem Arm, ein älterer Herr auf Krücken. Ein 8-jähriges Mädchen, das keine Socken in ihren Turnschuhen trägt. Sie wollen nach Österreich laufen. Die Grenzstation Nickelsdorf ist 179 Kilometer entfernt.

Ich gehe nicht mit. Ich esse einen Whopper bei Burger King, kaufe mir zwei frische T-Shirts und zwei Unterhosen. Es ist 20.32 Uhr als ich 28 Kilometer hinter Budapest den Marsch einhole. Es ist dunkel. Frauen schieben ihre Kinderwagen über die Standspur der Autobahn nach Wien. Die Autobahn ist komplett gesperrt. Ein einbeiniger Mann wird im Rollstuhl geschoben. Er hält ein Bild von Angela Merkel in die Dunkelheit. Ungarische Bürger tragen über Wiesen Wasser und Essen heran.

21.30 Uhr: Die Nachrichtenagentur Reuters meldet, dass die Ungarische Regierung Busse an die Grenze zu Österreich senden will. Angeblich dürfen alle Fliehenden Ungarn verlassen. Das Gerücht spricht sich herum. Die Gruppe auf der Autobahn macht eine Pause. Die Menschen sind skeptisch.

23.15 Uhr: Die linke Fahrbahn der Autobahn ist wieder frei. Autos fahren im Schritttempo an den Fliehenden vorbei. Ein türkischer Sattelschlepper stoppt. Der Fahrer reicht seine Jacke zum Beifahrerfenster hinaus, dann fährt er weiter. Ich twitterte inzwischen in englischer Sprache.

0.08 Uhr: Busse haben die Gruppe auf der Autobahn erreicht. Die Mehrheit bleibt skeptisch. Ein Mann, der aus dem Auffanglager bei Bicske geflohen ist, sagt: „Die bringen uns sofort zurück in die Lager.“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

0.11 Uhr: Ein Mann aus Syrien, der sich als Organisator des Marsches ausgibt, spricht mich an. Er fragt mich, ob ich einen Diplomaten aus Österreich anrufen kann, der garantiert, dass die Busse nach Österreich fahren. Ich überlege. Wieder so eine Situation.

0.21 Uhr: Ich wähle die Nummer des Bundeskanzleramts in Wien, Pressestelle. Es hebt jemand ab. Ich erkläre die Situation. Bundeskanzler Werner Faymann, sagt er, habe nach einer Sondersitzung zur Lage in Ungarn vor zehn Minuten das Haus verlassen. Ich sage, ich möchte ihn trotzdem sprechen. Er sagt, er sei nur der Pförtner.

39 Fliehende, fast alles Männer, sitzen inzwischen im ersten Bus. Ich betrete den Bus, setze mich auf den Gang. Als der Bus losfahren will, versperren Dutzende andere den Weg. Was ist, wenn der Bus in ein Lager fährt? Es gibt Diskussionen. Dann heißt es: Dies ist ein Testbus. Nur wenn dieser Bus in Österreich ankommt, erst dann fahren alle anderen los.

Um 0.44 Uhr verlässt Bus Nummer eins die Gruppe in Ungarn, ich bin an Bord und twittere. Dutzende Menschen schreiben mir, dass sie jetzt wach bleiben werden. Es erreichen mich Tweets auf Spanisch, Türkisch, Arabisch und Englisch. Sie sagen, ich soll nicht aufhören. Mein Handyakku ist fast leer.

Um 2.32 Uhr hält Bus Nummer eins in der Transitzone zwischen Ungarn und Österreich. Wir steigen aus. Ein österreichischer Polizist hat Tränen in den Augen. Er sagt: „Das ist wie 1989.“

Um 4.50 Uhr erreichen Dutzende weitere Busse die Grenze. Jetzt herrscht Gewissheit. Die Grenze steht den Fliehenden offen.

Eine Frau, die in Nickelsdorf am Grenzübergang steht, gibt mir ihr externes Ladegerät, ich lade mein Handy auf. Sie sagt, ich solle ihr Ladegerät mitnehmen. Zwei junge Männer aus Deutschland erreichen in einem Mietwagen Nickelsdorf. Sie sagen, sie seien jetzt meine Chauffeure.

Um 5.53 Uhr klappe ich mein Notebook auf. Ich muss weinen, ich kann nicht mehr.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Es ist Sonntag, der 6. September, 8.32 Uhr, als ich wieder zum Bahnhof Keleti in Budapest gehe. Ich hoffe, dass ich keinen Fliehenden mehr sehe. Dann zupft mir diese Frau am Bein. Ich gebe ihr also mein Handy. Am Abend fliege ich nach Berlin.

Montag, 7. September, 9.30 Uhr.

Jeden Montag um diese Zeit trifft sich die Redaktion der taz in Berlin zur Redaktionsversammlung. Ich bin sehr müde, aber ich möchte an diesem Montag dort hin. Ich möchte meinem Kollegen in die Augen schauen, der mich fragte, ob sich mein Lebensmitteleinkauf mit meiner Rolle als Journalist in Einklang bringen lässt. Mich interessiert auch die Meinung der anderen dazu. Ich möchte darüber reden.

Martin Kaul, 33, ist taz-Redakteur für außerparlamentarische Politik. Seit vergangenem Montag befand er sich in Budapest, am gestrigen Sonntag flog er zurück. Er hat beobachtet, wie Fliehende stundenlang in einem Zug in Bicske ausharrten, und saß in dem Bus, der am Samstagmorgen um 2.32 Uhr die ersten 39 Fliehenden vom Seitenstreifen einer Autobahn im Transitbereich zwischen Ungarn und Österreich aussetzte. Seine Recherchen hat er auf Twitter dokumentiert.

#4dez

Liebe Jury,

hiermit bewerbe ich mich – auch im Namen aller beteiligten Kollegen – mit der Storytelling-Aktion #4dez der Heilbronner Stimme für den Deutschen Reporterpreis 2015 in der Kategorie Innovation.

#4dez - Interaktives Erinnern an den Luftangriff vom 4. Dezember 1944 (Heilbronner Stimme)

Während des Zweiten Weltkriegs war Heilbronn mehrfach Ziel von Luftangriffen. Besonders stark wurde die Stadt beim Luftangriff am 4. Dezember 1944 bombardiert, als die britische Royal Air Force mit 282 Lancaster-Bombern ihre tödliche Fracht abwarf. Das Datum hat sich tief ins kollektive Bewusstsein der Stadt eingegraben. Zum 70. Jahrestag des Luftangriffs hat das Online-Team der Heilbronner Stimme neue Darstellungsformen gewählt: Ein aufwendig programmiertes interaktives Video zeigt den Ablauf des Angriffs - die "Operation Sawfish". Außerdem hat Stimme.de als eine der ersten Redaktionen WhatsApp als Storytelling-Medium genutzt und die Bombardierung in Echtzeit nacherzählt. Die Resonanz der Leser und User war gewaltig: "Heute ging mir dieser Tag so nah wie nie", schrieb eine Leserin am Abend des 4. Dezember.

Die WhatsApp-Aktion: <http://www.stimme.de/3252986>

Das interaktive Video "Operation Sawfish": <http://sawfish.stimme.de>

Alle Artikel im Dossier: <http://www.stimme.de/4dez>

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Werkstattberichte:

<http://hashtagdigilab.tumblr.com/post/104427056933/storytelling-in-whatsapp-unsere-erfahrungen-aus>

<http://hashtagdigilab.tumblr.com/post/107443019763/wie-unser-talkie-zur-operation-sawfish>

Mit freundlichen Grüßen

Daniel Stahl

Reporter